

SAMSTAG, 22. JULI 2017
ZEITGESCHEHEN

Bleibt die Kirche im Dorf?

Die klassische Ortsgemeinde wurde lange unterschätzt. Über ihre Zukunft wird gestritten/Von Reinhard Bingener

Die Kombination aus Kirchturm und Pfarrer prägt nach wie vor das Bild der Kirche. Dabei ist die Stellung der klassischen Kirchengemeinden keineswegs unangefochten: Die katholischen Bistümer ziehen sich aufgrund des dramatischen Priestermangels gegenwärtig aus der Fläche zurück. Traditionelle Pfarreien gehen auf breiter Front in großen Seelsorgeeinheiten auf. Im Vergleich zu dieser historischen Umwälzung ist die Lage in der evangelischen Kirche entspannt. Um den Stellenwert der Ortsgemeinden wird aber auch dort gerungen.

Progressive Kirchentheoretiker halten die Ortsgemeinden mit Verweis auf funktionale Differenzierung und weltanschauliche Pluralisierung zumindest für ergänzungsbedürftig. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert forderten sie, den Kontaktverlust der Kirche durch Schaffung von Einrichtungen neuen Typs zu kompensieren, um Menschen nicht nur an ihrem Wohnort, sondern auch am Arbeitsplatz, im Urlaub oder im Krankenhaus zu erreichen. Das „Additionsprinzip“, das zur Ausweitung kirchlicher Tätigkeiten führte, hat hier seinen gedanklichen Ursprung. Aufgrund der hohen Erträge aus der Kirchensteuer mussten die Kirchenleitungen lange nicht einmal prüfen, ob mit dem investierten Geld die erstrebten Ziele erreicht wurden. Die Kirchen bauten so neben Bereichen wie der Klinikseelsorge, deren Berechtigung kaum in Abrede gestellt wird, auch „funktionale Dienste“ auf, die den Kontakt zur Außenwelt vor allem mittels Tagungsbänden pflegen.

Nicht wenige Gemeindepfarrer sehen sich insbesondere bei den Arbeitsbedingungen gegenüber diesen Stellen benachteiligt. Sie vernetzen sich daher zusehends in Gemeindebünden und stellen den Kurs der Kirchenleitungen in Frage. Der bayerische Pfarrer Karl-Friedrich Wackerbarth rechnete jüngst vor, dass nur ein Drittel der Kirchensteuer, die in einer Gemeinde wie seiner gezahlt wird, wieder dorthin zurückfließt. Diese Rechnung war zwar überspitzt, aber nicht ganz falsch, und damit ähnelte sie den offiziellen Haushaltsplänen. Denn dort werden die Ausgaben für die Gemeinden oft künstlich hochgerechnet.

Hintergrund ist, dass die Kirchenleitungen unter allen Umständen einen offenen Verteilungskampf vermeiden wollen. Hinter vorgehaltener Hand äußert man sich besorgt über eine aggressiver werdende „Gemeindeideologie“. Die Interessenvertreter der Gemeinden würden alles, was nicht der klassischen Ortsgemeinde entspricht, unter den Generalverdacht stellen, abgehobene „Verwaltung“ zu sein. Für sich selbst nähmen sie hingegen in Anspruch, „nah bei den Menschen“ zu sein. Dies entspreche nicht den tatsächlichen Verhältnissen: Etliche

Kirchengemeinden erreichten nur noch einen extrem kleinen Ausschnitt der Kirchenmitglieder. Der Gottesdienstbesuch sei vielerorts in stetem Sinkflug, während der Altersdurchschnitt weiter steige. Für eine Kirche mit immer noch über zwanzig Millionen Mitgliedern sei es der sichere Weg ins gesellschaftliche Abseits, wenn sie sich derart auf ihr enges Kernmilieu beschränke.

„Es ist sicherlich nicht gut, wenn Gemeinden zu klein sind“, sagt auch Isolde Karle, Praktische Theologin an der Universität Bochum. „Wenn nur noch zehn Leute im Gottesdienst sitzen, ist das nicht erbaulich.“ Gemeinden, die kein ansprechendes Grundangebot mehr gewährleisten könnten, müssten fusioniert werden. Insgesamt hält Karle die klassische Kirchengemeinde jedoch eher für unterschätzt. „Es läuft dort nach wie vor vieles gut.“ Angesichts der Tatsache, dass die Kirchenmitgliedschaft schon lange freiwillig sei, seien immer noch erstaunlich viele Menschen in der Kirche. Und gerade die Ortsgemeinden trügen dazu mit ihren Leistungen – Trauungen, Beerdigungen, Konzerte, Konfirmandenunterricht – viel bei, sagt Karle.

Diese Analyse stimmt überein mit der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die insbesondere die Bedeutung der Pfarrer für die Mitgliederbindung herausstellte. Zu Kirchenaustritten kommt es in der Regel dann, wenn nicht einmal ein loser Kontakt zu einem Pfarrer besteht.

Solche Befunde verändern allmählich die Debatte über den Stellenwert der Ortsgemeinde. Kritiker der klassischen Gemeinden formulieren ihre Position neu. Die entsprechenden Stichwörter in vielen Landeskirchen lauten „Kirche in der Region“ und „Stärkung der mittleren Ebene“. Strittig bleibt, was damit gemeint ist: Was die einen als passgenaue Abstimmung der kirchlichen Angebote auf die jeweilige Region preisen, ist für andere ein weiteres Deckmäntelchen des Vorhabens, den einzelnen Gemeinden ihre Befugnisse zu entziehen. Am Ende eines solchen Prozesses stünden eine weitere Hierarchisierung der Kirche sowie noch mehr interne Abstimmungsprozesse, lautet die Befürchtung.

Bislang werden solche Debatten sehr kleinteilig und auf dürftigem empirischen Fundament geführt. Klar ist nur, dass der absehbare Einbruch bei den Finanzen zu Einschnitten führen wird. Während sich die Lage gerade in Süddeutschland vielerorts weiterhin komfortabel darstellt, ist sie in ländlichen Gebieten Ostdeutschlands schon länger dramatisch. Das Leibniz-Institut für Länderkunde rechnete für das Altenburger Land in Thüringen aus, dass dort seit 1993 zwei Drittel der Pfarrstellen gestrichen wurden. Folge seien Frustration und Konflikte unter den Haupt- wie unter den Ehrenamtlichen. Dass der Rückzug der Kirchen aus ländlichen Räumen auch politische Folgen haben dürfte, liegt nahe. Denn gerade auf dem Land bildet die Kirchengemeinde nicht selten den wichtigsten verbliebenen Kulturträger im Ort, aller Säkularisierung zum Trotz.

Offen bleibt also die Frage, wie Kirchturm und Pfarrer künftig neu kombiniert werden sollen: ein Pfarrer für ein Dutzend Kirchtürme wie in Ostdeutschland? Drei Pfarrer für zwanzig? Oder die überzähligen Kirchtürme einfach verkaufen und weiter dem Grundsatz „Ein Gott, ein Pfarrer, eine Gemeinde, ein Geist, ein Bekenntnis“ folgen? Ein Dekan aus dem Saarland berichtet, dass die Zusammenfassung von Pfarrern zu Teams nicht ohne Konflikte verläuft. Der alte Spruch „Selig die Beine, die vor dem Altar stehen alleine“ habe schon seine Berechtigung. Dennoch halte er die Bildung von Teams für richtig. „Strukturell würde ich Teams eher vermeiden“, sagt hingegen Isolde Karle. Das Risiko von Konflikten sei angesichts der hochgradigen Individualisierung bei Theologen zu hoch.

Ähnlich kontrovers wird das Problem der Bürokratisierung des Pfarrberufs diskutiert. Die Forderung, die Pfarrer von Verwaltungsaufgaben zu entlasten, findet breite Zustimmung. Unbestreitbar ist, dass die bürokratischen Anforderungen, etwa für die Leitung eines Kindergartens, immens gestiegen sind. In Hannover hat daher der Stadtkirchenverband die Trägerschaft für zahlreiche Kitas übernommen. Ein Dekan aus Bayern warnt indes eindringlich: Wer die Verwaltung aus der Hand gebe, lege wichtige Zügel beiseite. Pfarrer dürften sich nicht um ihre Führungsrolle drücken, die ihnen nicht zuletzt von den Kirchenmitgliedern zugeschrieben werde. „Nur Predigt und Seelsorge, das hält kein Mensch aus“, meint auch Theologieprofessorin Karle. „Man kann nicht nur den ganzen Tag Religion machen.“ Auf eine Antwort harrt auch die Frage, inwiefern Gemeinden sich vom Modell des geistlichen Komplettanbieters verabschieden sollen und zu „Profilgemeinden“ wandeln sollen. Der frühere EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber gehört zu den Befürwortern einer solchen Spezialisierung, weil die Kirche so die unterschiedlichen Milieus besser erreichen könne. Auch in etlichen Landeskirchen reden die Kirchenleitungen diesen Bestrebungen das Wort. Das Problem besteht indes darin, dass ein solcher Prozess der Steuerung bedarf und sich damit wieder das Problem der Hierarchisierung stellt. Nicht wenige Gemeindepfarrer erkennen auch hier die alte Ideologie in neuem Gewand. „Jede Gemeinde zu einer Profilgemeinde machen zu wollen, halte ich für einen Irrweg“, sagt Isolde Karle.

Wie die Kirchengemeinde der Zukunft aussieht, bleibt somit weiterhin offen. Beide Seiten tragen jeweils valide Argumente vor. Was fehlt, ist ein gangbares, integrierendes Modell. Mit einer gewissen Vielfalt wird man in Zukunft schon in Anbetracht der großen regionalen Unterschiede rechnen müssen.